

Leseprobe aus:

Glenn Cooper

Die zehnte Kammer



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

PROLOG *Region Périgord, Frankreich, 1899*

Die beiden Männer kletterten schwer atmend über regenassen Fels ins Tal und konnten kaum fassen, was sie eben gesehen hatten.

Ein heftiger, spätsommerlicher Regenschauer war auf die fast senkrechten Felswände aus hellem Kalkstein niedergegangen, während sie die Höhle erkundet hatten. Und nun war das Tal der Vézère in einen dichten Wolken Schleier gehüllt.

Bevor sie in die Höhle hineingegangen waren, hatte der Schullehrer Édouard Lefèvre seinem jüngeren Cousin Pascal vom Felssims vor dem Eingang aus noch Kirchtürme und andere weitentfernte Orientierungspunkte gezeigt, die sich bei vollkommen klarer Sicht vor einem strahlend blauen Himmel abgehoben hatten. Unter ihnen im Tal hatten sie die goldgelben Getreidefelder und den in der Sonne glitzernden Fluss sehen können.

Als sie dann nach einer Stunde ihre letzten Streichhölzer aufgebraucht hatten und blinzeln wieder ins Tageslicht hinaustraten, kam es ihnen so vor, als hätte ein mit seiner Arbeit unzufriedener Maler die Landschaft grau überpinselt, um noch einmal von vorne anfangen zu können.

So leicht und problemlos der Aufstieg gewesen war, so dramatisch gestaltete sich nun der Abstieg. Von den Felswänden herabströmende Sturzbäche hatten den schmalen

Pfad in glitschigen Morast verwandelt, und keiner der beiden Männer war erfahren genug, um sich im strömenden Regen auf einem glitschigen Felssims wirklich sicher zu fühlen. Dennoch wäre es ihnen nie in den Sinn gekommen, zurück zur Höhle zu gehen und dort Schutz vor dem Wetter zu suchen.

«Wir müssen die Höhle den Behörden melden!», sagte Édouard, während er sich den Regen von der Stirn wischte und einen Ast beiseitebog, damit Pascal ungehindert passieren konnte. «Wenn wir uns beeilen, können wir noch vor Einbruch der Dunkelheit wieder im Hotel sein.»

Der Fels unter ihren Füßen war so glitschig, dass sie sich immer wieder an Ästen festhalten mussten, um nicht abzurutschen. Édouard blieb fast das Herz stehen, als sein Cousin an einer Stelle den Halt verlor und beinahe in den Abgrund gestürzt wäre, hätte Édouard ihn nicht in letzter Sekunde festgehalten.

Als sie unten an ihrem Wagen ankamen, waren sie bis auf die Knochen durchnässt. Der Wagen gehörte eigentlich Pascals Vater, einem reichen Bankier, der sich eines dieser neuartigen Automobile leisten konnte. Es war ein viersitziger Peugeot 16, der zwar ein Dach, aber keine Seitenscheiben besaß, weshalb das offene Führerhaus pitschnass war. Obwohl sie sich eine Decke über die Knie legten, froren die beiden erbärmlich, während sie mit zwölf Stundenkilometern über die regennasse Landstraße zuckelten. Als sie an einem Café vorbeikamen, fiel ihnen der Entschluss nicht schwer, dort einzukehren und etwas Warmes zu trinken.

Es war das einzige Lokal in der kleinen Ortschaft Ruac. Um diese Uhrzeit saßen hier nur ein paar Einheimische an den kleinen Holztischen. Es waren ungehobelte, grob-

schlächtige Bauern, von denen einige gerade auf der Jagd gewesen waren. Ihre Gewehre hatten sie hinter sich an die Wand gelehnt. Als die beiden Fremden eintraten, verstummten sie alle auf einen Schlag. Ein alter Mann deutete auf das vor dem Fenster abgestellte Automobil und rief dem Wirt heiser lachend etwas zu.

Édouard und Pascal, die vollkommen durchnässt waren, setzten sich an einen freien Tisch.

«Zwei große Cognac, aber bitte schnell!», bestellte Édouard beim Wirt. «Sonst holen wir uns noch eine Lungenentzündung!»

Der Wirt griff nach der Flasche und zog den Korken heraus. Er war ein Mann mittleren Alters mit rabenschwarzem Haar, langen Koteletten und schwieligen Händen. «Gehört der Ihnen?», fragte er Édouard und deutete auf den Peugeot vor dem Fenster.

«Richtig», antwortete Pascal. «Haben Sie schon mal so einen Wagen gesehen?»

Der Wirt schüttelte den Kopf und machte ein Gesicht, als wolle er am liebsten auf den Boden spucken. «Und was haben Sie hier zu suchen?», fragte er barsch.

Die anderen Gäste folgten der Unterhaltung neugierig. Offenbar passierte hier sonst nicht viel Spannendes.

«Wir machen Urlaub», antwortete Édouard, «und übernachten in Sarlat.»

«Wer um alles in der Welt macht denn in dieser Gegend Urlaub?», fragte der Wirt spöttisch, während er die Gläser auf den Tisch stellte. «Hier sagen sich doch Fuchs und Hase gute Nacht.»

«Das könnte sich bald ändern», erwiderte Pascal, dem der Ton des Mannes nicht gefiel.

«Wie meinen Sie das?»

«Warten Sie, bis die Welt von unserer Entdeckung erfährt, dann kommen die Leute sogar aus Paris hierher», prahlte Pascal. «Wenn nicht gleich ganz aus London.»

«Was für eine Entdeckung?»

Édouard versuchte seinen Cousin zu mäßigen, aber der impulsive junge Mann war nicht zu bremsen. «Wir haben in den Bergen nach seltenen Vögeln gesucht», erklärte er. «Und dabei sind wir zufällig auf eine Höhle gestoßen.»

«Wo denn?»

Während Pascal erklärte, wo die Höhle war, leerte Édouard seinen Cognac auf einen Zug und bestellte gleich noch einen.

Der Wirt runzelte die Stirn. «Es gibt 'ne Menge Höhlen hier in der Gegend. Was soll denn an der so Besonderes sein?»

Als Pascal anfang zu erzählen, bemerkte Édouard, wie alle Anwesenden gebannt an seinen Lippen hingen. Auch Édouard, der als Lehrer Pascals Erzähl talent durchaus zu schätzen wusste, hörte ihm aufmerksam zu, wie er mit ausdrucksvollen Worten all die Wunder schilderte, die sie durch Zufall entdeckt hatten.

Mit geschlossenen Augen rief er sich die Bilder in Erinnerung, die sie im flackernden Licht ihrer Streichhölzer gesehen hatten. Dabei entging ihm, wie der Wirt einem der Gäste hinter ihnen ein verstohlenes Zeichen gab.

Erst als er ein metallisches Klicken hörte, sah Édouard auf. Der Wirt zog die Oberlippe hoch.

Sollte das ein Lächeln werden?

Dann spritzte plötzlich ein dicker Schwall Blut aus Pascals blondem Kopf, und Édouard blieb gerade noch Zeit, erstaunt «Oh!» zu rufen, bevor auch ihm eine Kugel das Hirn zerfetzte.

Im Café roch es nach Schießpulver. Eine Weile herrschte Stille, bis der Mann mit dem Jagdgewehr das Schweigen brach. «Und was machen wir jetzt mit denen?», fragte er.

«Bringt sie zu Duvals Bauernhof», befahl der Wirt. «Dort zerstückelt ihr sie und verfüttert sie an die Schweine. Wenn es dunkel wird, holt ein Pferd und schleppt das Auto weg.»

«Dann gibt es diese Höhle also wirklich», sagte der alte Mann leise.

«Hast du je daran gezweifelt?», fauchte ihn der Café-Besitzer an. «Ich war immer ganz sicher, dass irgendjemand sie eines Tages entdecken wird.»

Nun konnte er endlich ausspucken, ohne den Boden seines Lokals zu beschmutzen, denn vor seinen Füßen lag Édouard.

Eine kräftige Ladung Rotz landete direkt im blutüberströmten Gesicht des Toten.

EINS

Alles begann mit einem elektrischen Kabel, das im Inneren einer dicken Mauer von Mäusen angeknabbert worden war.

Das Kabel schlug Funken und verursachte einen Schweißbrand im alten Gebälk aus Kastanienholz. Bald danach drang dichter Rauch aus der im Nordteil des Klosters gelegenen Küche. Tagsüber hätten der Koch, eine der Schwestern oder sogar Abt Menaud den Brand mit dem Feuerlöscher unter der Spüle bekämpft und vermutlich auch gelöscht. Aber es geschah nachts.

Auf der anderen Seite der Wand befand sich die Bibliothek der Abtei, deren Bücher bis auf eine einzige Ausnahme zwar keine unersetzlichen Werte darstellten, aber ebenso wie die Sarkophage in der Krypta oder die Grabsteine auf dem Friedhof zum historischen Erbe des Klosters gehörten.

Neben Bibeln und den üblichen kirchengeschichtlichen Texten aus fünf Jahrhunderten gab es dort Werke, in denen die gelebte Geschichte der Abtei festgehalten war: Geburts- und Todesurkunden der Mönche, alte Steuererhebungen, Kontorkladden, Bücher über Medizin und Heilpflanzen und sogar Rezepte für Bier und bestimmte Käsesorten. Der einzige wirklich wertvolle Text war die sogenannte Dijon-Fassung der Regel des heiligen Benedikt aus dem 13. Jahrhundert, eine der ersten Übersetzungen

aus dem Lateinischen ins Altfranzösische. Für eine kleine Zisterzienserabtei im Herzen des Périgord war so eine frühe französische Ausgabe der Schrift ihres Schutzheiligen durchaus etwas Besonderes, weshalb das Buch in der Bibliothek einen Ehrenplatz innehatte. Und der befand sich ausgerechnet in dem Regal, das an der brennenden Wand stand.

Die Bibliothek war ein weitläufiger Raum mit hohen Fenstern und einem Boden aus rechteckigen Steinplatten, der alles andere als eben war. Der Lesetisch in der Mitte brauchte Unterlegkeile, um nicht zu wackeln, und Besucher der Bibliothek mussten möglichst ruhig auf ihren Stühlen sitzen, damit sie sich nicht gegenseitig mit dem Klappern der Stuhlbeine beim Lesen störten.

Die im Laufe der Zeit zu einem tiefen Schokoladenbraun nachgedunkelten Bücherregale aus Walnussholz waren mehrere hundert Jahre alt und reichten bis zur Decke hinauf. Jetzt drangen dichte Rauchschwaden hinter denen hervor, die an der vom Brand betroffenen Wand standen. Hätte Bruder Marcel nicht an einer Vergrößerung der Prostata gelitten, wäre es in dieser Nacht wohl zu einer Katastrophe gekommen. So aber war der alte Mönch im Dormitorium auf der anderen Seite des Klosterhofs direkt gegenüber der Bibliothek nachts aufgewacht und hatte auf dem Weg zur Toilette den Rauch gerochen. Von Arthritis geplagt, war er über den Gang geschlurft und hatte laut «Feuer!» geschrien. Kurz darauf war auch schon der alte Renault-Löschzug der Freiwilligen Feuerwehr die geschotterte Auffahrt zum Kloster Ruac entlanggepoltert.

Die Feuerwehr war für mehrere Ortschaften am Vézère im Périgord Noir zuständig. Ihr Hauptmann, ein Mann namens Bonnet, stammte aus Ruac und war etliche Jahre

älter als die anderen in seinem Zug. Er kannte die Abtei gut. Bonnet betrieb im Hauptberuf ein Café und war mit seinem herrischen Auftreten und dem kugelrunden Bierbauch der typische Wirt und örtliche Kleinunternehmer. Am Eingang zum Bibliotheksflügel stieß er mit Abt Menaud zusammen, der in seinem hastig übergeworfenen weißen Habit und schwarzen Skapulier wie ein erschreckter Pinguin mit den kurzen Armen wedelte und aufgeregt stammelte: «Schnell! Machen Sie schnell! Die Bibliothek!»

Der Hauptmann warf einen Blick in den rauchgeschwängerten Raum und befahl seinen Männern, die Wasserschläuche auszurollen und anzuschließen.

«Sie wollen hier doch nicht etwa mit Wasser herumspritzen?», protestierte der Abt. «Davon gehen ja all die Bücher kaputt!»

«Und womit soll ich bitte schön das Feuer bekämpfen?», gab der Hauptmann zurück. «Mit einem Gebet vielleicht?» Er wandte sich an seinen Stellvertreter, einen Automechaniker, der eine deutlich wahrnehmbare Weinfahne hatte. «Die Wand dahinten brennt. Reißt sofort das Bücherregal runter!»

«Bitte, gehen Sie sorgfältig mit meinen Büchern um!», flehte der Abt, dem gerade blitzartig klar wurde, dass sich der wertvolle Text des heiligen Benedikt direkt an der brennenden Wand befand. Er rannte an Bonnet und den anderen vorbei, riss den Band aus dem Regal und wiegte ihn wie ein Baby in seinen Armen.

«Wie soll ich denn arbeiten, wenn der mir ständig dreinpfuscht?», rief Bonnet melodramatisch aus. «Schafft ihn raus, verdammt! *Ich* habe hier das Sagen!»

Einige Mönche, die sich inzwischen in der Bibliothek

eingefunden hatten, nahmen ihren Abt bei der Hand und zogen ihn stumm, aber bestimmt hinaus in die rauchgeschwängerte Nachtluft. Bonnet griff höchstpersönlich nach einer Feueraxt, holte Schwung und ließ sie genau dort auf das Bücherregal niedersausen, wo kurz zuvor noch die Dijon-Ausgabe der Benediktsregel gestanden hatte. Bevor die Axt sich ins Holz des Regals grub, zerteilte sie den Rücken eines anderen Buchs und ließ eine Wolke loser Seiten durch den Raum flattern. Bonnet, der mit dem Lesen seit jeher auf Kriegsfuß stand, hatte ein sadistisches Vergnügen daran, seinem Bücherhass endlich einmal hemmungslos freien Lauf zu lassen. Er rief ein paar seiner Leute herbei und ließ sie ebenfalls mit ihren Äxte losschlagen, anschließend zogen sie auf sein Kommando das riesige Bücherregal von der Wand. Während es sich langsam nach vorn neigte, purzelte eine Lawine großer und kleiner Folianten heraus. Dann bekam es vollends Schlagseite und kippte so schnell um, dass sich die Feuerwehrmänner gerade noch in Sicherheit bringen konnten. Als das Regal am Boden lag, trampelten sie mit ihren schweren Stiefeln über die verstreut herumliegenden Bücher und bahnten sich so einen Weg zur brennenden Wand.

«Los, Männer», schrie Bonnet, der vor Anstrengung ganz außer Atem war. «Reißt die verdammte Wand ein und haltet mit dem Schlauch kräftig drauf!»

Als der Morgen graute und die Feuerwehrmänner nur noch mit vereinzelt Brandnestern zu kämpfen hatten, durfte der Abt endlich wieder die Bibliothek betreten. Obwohl er erst Mitte sechzig war, schlurfte er wie ein gebrechlicher Greis, der in einer Nacht um Jahrzehnte gealtert war.

Als er die zerstörten, vom Ruß geschwärzten Regale und den Haufen völlig durchnässter Bücher sah, kamen ihm die Tränen. Durch die Wand, die die Feuerwehrmänner fast vollständig eingerissen hatten, konnte er direkt in die Küche schauen. Warum, so fragte er sich, hatten sie das Feuer nicht von der Küche aus bekämpfen können? Weshalb war es notwendig gewesen, seine Bücher zu ruinieren? Gut, wenigstens war die Abtei gerettet worden und niemand ums Leben gekommen. Dafür musste er dem Herrn dankbar sein. Sie würden den Schaden eben beseitigen und weitermachen, so, wie sie es immer getan hatten.

Bonnet kam durch die Trümmer auf ihn zu und schlug nun wieder versöhnlichere Töne an. «Es tut mir leid, dass ich so barsch war, Dom Menaud», sagte er. «Aber ich habe nur meine Arbeit gemacht.»

«Ich weiß, ich weiß», erwiderte der Abt wie betäubt. «Es ist nur so schrecklich ... diese Zerstörung ...»

«Ein Feuer ist nun mal kein Kaffeekränzchen», sagte Bonnet. «Wir sind hier bald fertig. Wenn Sie wollen, nenne ich Ihnen eine Firma, die Ihnen bei den Aufräumarbeiten hilft. Sie gehört dem Bruder eines meiner Männer aus Montignac.»

«Vielen Dank, das machen wir schon selbst», antwortete der Abt und ließ die Blicke über den mit Büchern übersäten Boden wandern. Er bückte sich, um eine vollkommen durchweichte Bibel aus dem 16. Jahrhundert aufzuheben, deren aufgequollener Ledereinband schon leicht nach Schimmel roch. Er wischte mit dem Ärmel seiner Kutte darüber, sah aber dann die Sinnlosigkeit seines Tuns ein und legte die Bibel auf den Lesetisch, den man gegen ein noch intaktes Bücherregal geschoben hatte.

Als er sich kopfschüttelnd auf den Weg zur Morgen-

andacht machen wollte, erregte noch etwas anderes seine Aufmerksamkeit.

In einer Ecke des Raumes lag neben einem Stapel heruntergefallener Folianten ein Buch, das er noch nie gesehen hatte. Das war ziemlich seltsam, denn Dom Menaud, der an der Universität von Paris Theologie studiert hatte, waren die Bücher seiner Bibliothek vertraut wie alte Freunde, die er alle beim Namen kannte.

Dieses Buch aber war ihm in seinen drei Jahrzehnten als Abt von Ruac noch nie untergekommen, dessen war er sich sicher.

Einer von Bonnets Leuten, ein schlaksiger, leutseliger Kerl, beobachtete den Abt dabei, wie er das Buch aufhob und eingehend inspizierte.

«Ein schönes Stück», sagte der Feuerwehrmann.

«Das stimmt.»

«Ich habe es gefunden, müssen Sie wissen», verkündete der Feuerwehrmann stolz.

«Wo denn?»

Der Mann deutete auf die Stelle, wo bis vor kurzem noch die eingerissene Wand gestanden hatte.

«Genau hier. Drinnen in der Wand. Fast hätte ich es mit meiner Axt kaputt gehauen. Ich habe es rausgezogen und in die Ecke geworfen, weil ich schnell weiterarbeiten musste. Hoffentlich habe ich es dabei nicht schwer lädiert.»

«In der Wand», murmelte der Abt. «Interessant.»

Er musterte das Buch nun noch genauer. Es war ein kleines, aufwändig gearbeitetes Bändchen, nicht viel größer als ein modernes Taschenbuch. Obwohl es nicht viele Seiten hatte, war es ziemlich schwer, wahrscheinlich, weil es sich mit Wasser vollgesogen hatte. Als der Abt es umdrehte, tropfte es wie ein Schwamm.

Der Einband bestand aus edlem, rötlich gegerbtem Leder, in dessen Mitte das Bild eines Mannes eingeprägt war. Der Mann hatte einen Heiligenschein und trug ein langes, fließendes Mönchsgewand. Aus dem Buchrücken ragten feinstrukturierte Lederrippen. Auf dem mit angelaufenen, silbernen Ecken eingefassten vorderen Deckel befanden sich jeweils fünf erbsengroße, ebenfalls silberne Buchnägeln in jeder Ecke, ein fünfter durchbohrte den Körper des Heiligen.

Auch die Rückseite, auf der sich kein Schmuckbild befand, trug fünf solcher Buchnägeln, außerdem wurde das Buch von zwei massiven Silberverschlüssen zusammengehalten.

Aus diesen ersten Eindrücken folgerte der Abt, dass der Band wohl aus dem 13. oder 14. Jahrhundert stammte, möglicherweise illustriert war und von hohem Wert.

Aber warum hatte man ihn versteckt?

«Was haben Sie denn da?» Bonnet hatte sich neben ihn gestellt und schob sein breites, bartstoppeliges Kinn nach vorn wie den Rammsporn eines angreifenden Schiffes. «Lassen Sie mich mal sehen.»

Der Abt war so erschrocken, dass er dem Feuerwehrhauptmann willfährig das Buch überreichte. Bonnet schob den dicken Nagel seines Zeigefingers unter eine der Schnallen und drückte sie ohne große Anstrengung nach oben. Die zweite Schnalle war ein wenig hartnäckiger, aber auch sie hatte er binnen kurzer Zeit geöffnet. Neugierig wollte Bonnet das Buch aufklappen, aber die Nässe hatte die Pergamentseiten so verklebt, dass es ihm nicht gelang. Frustriert versuchte Bonnet es mit mehr Kraft, aber die Seiten wollten sich nicht voneinander lösen.

«Halt! Hören Sie auf!», rief der Abt. «Sie zerreißen es ja. Geben Sie mir sofort das Buch zurück!»

Der Feuerwehrhauptmann schnaubte verächtlich und reichte dem Abt das Buch. «Glauben Sie, dass es eine Bibel ist?», fragte er.

«Nein, das glaube ich nicht.»

«Was denn dann?»

«Keine Ahnung, aber momentan habe ich mich um wichtigere Dinge zu kümmern. Das Buch muss warten.»

Der Abt brachte den Band in sein Arbeitszimmer, wo er ihn mit großer Sorgfalt auf ein weißes Tuch bettete, das er auf seinem Schreibtisch ausgebreitet hatte. Bevor er in die Kirche ging, um die Laudes zu beten, strich er noch einmal fast zärtlich mit den Fingern über das Bild des Heiligen auf dem Einband.

Drei Tage später fuhr ein Mietwagen in den Klosterhof und steuerte den Besucherparkplatz an. Als der Fahrer den Motor abstellte, verkündete eine mechanisch klingende Frauenstimme aus dem im Armaturenbrett eingebauten Navigationsgerät, dass er sein Ziel erreicht habe. «Danke, ich weiß», antwortete er dem Apparat.

Hugo Pineau stieg aus. Die direkt über der Spitze des Kirchturms stehende Mittagssonne brannte so grell vom Himmel, dass er trotz seiner Designersonnenbrille blinzeln musste. Er nahm seine Aktentasche vom Rücksitz und zuckte bei jedem Schritt zusammen, weil die jungfräulichen Ledersohlen seiner teuren, neuen Schuhe vom groben Kies des Parkplatzes nicht wieder zu beseitigende Kratzer bekamen.

Hugo hasste diese Hausbesuche auf dem Land, die er normalerweise Isaak Mansion, seinem Geschäftsführer, überließ. Leider war Isaak seit Anfang August im Urlaub, und wenn die Firma *H. Pineau Restaurierungen* von einem

wichtigen Kunden wie dem Erzbischof von Bordeaux weiterempfohlen wurde, dann gab es kein Wenn und Aber: Als Inhaber musste sich Hugo persönlich um den Auftrag kümmern und ihn zur Zufriedenheit seines Auftraggebers erledigen.

Die weitab von der vielbefahrenen Departementalstraße in einer grünen Enklave von Wäldern und Wiesen gelegene Abtei von Ruac war ein großes, architektonisch ziemlich beeindruckendes Bauwerk. Mit Ausnahme des Kirchturms, der aus dem 10., wenn nicht gar aus dem 9. Jahrhundert stammte, war die Abtei im 12. Jahrhundert von den Zisterziensern erbaut und später immer wieder erweitert worden. Auch wenn man sie im 20. Jahrhundert mit sanitären Einrichtungen und Elektrizität ausgestattet hatte, war ihre Bausubstanz seit gut dreihundert Jahren nicht mehr signifikant verändert worden. Mit ihren Mauern aus dem hellen, in den Steinbrüchen an der Vézère gewonnenen Kalkstein galt sie als ein schönes Beispiel für den spätromanischen Baustil dieser Region.

Die Kirche mit dem typischen kreuzförmigen Grundriss war wohlproportioniert und über eine Reihe von Durchgängen und Höfen mit den anderen Gebäuden der Abtei verbunden – dem Dormitorium, dem Kapitelhaus, dem Haus des Abtes, dem Kreuzgang, dem antiken Caldarium, der Brauerei, dem Taubenhaus und der Schmiede. Und mit der Bibliothek.

Dorthin wurde Hugo Pineau nun von einem Mönch geführt, aber er hätte den Weg auch alleine und sogar mit verbundenen Augen gefunden – der Geruch eines erst kürzlich gelöschten Brandes war ihm bestens vertraut. Hugo versuchte, höflich über das schöne Sommerwetter und die Tragödie des Brandes in der Bibliothek zu plau-